Zeitschrift: Unsere Heimat : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft Freiamt
Herausgeber: Historische Gesellschaft Freiamt
Band: 20 (1946)

Artikel: Zum Osterspiel von Muri
Autor: Stöckli, Alban / Ranke, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1046134

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zum Osterspiel von Muri

Das Osterspiel von Muri, das früheste erhaltene Schauspiel in deutscher Sprache, wurde im Frühjahr 1944 von Professor Fr. Ranke neu herausgegeben. (Verlag H. R. Sauerländer, Aarau.) Die Ueberlieferung des alten Textes ist jedoch in einem derart schlechten Zustand, dass noch manche unklare Stelle übrig bleibt. Die dem Text beigefügten photographischen Wiedergaben einiger Blätter lassen uns erkennen, mit welchen Schwierigkeiten der Herausgeber zu kämpfen hatte. P. Alban Stöckli versucht, einige schwer deutbare Ausdrücke zu erklären. Da seine Vorschläge sich mit den Forschungen des Herausgebers nicht decken, baten wir Herrn Professor Ranke, er möchte uns seine Ansicht zu den Erklärungsvorschlägen P. Albans mitteilen. Wir verdanken Herrn Professor Dr. F. Ranke seine Bereitwilligkeit, unserem Wunsche zu entsprechen. K. St.

I.

Das Osterspiel von Muri, nach den alten und neuen Fragmenten, herausgegeben von Friedrich Ranke, Professor der Universität Basel, hat die literaturgeschichtliche Bedeutung des Klosters Muri im Mittelalter erneut in den Vordergrund gestellt, nachdem sie schon durch die neuere Forschung um Hartmann von Aue einen starken Auftrieb erfahren hatte. Fr. Ranke spricht sich nämlich in der Einleitung zu seiner Ausgabe dahin aus, dass sowohl die beiden Schreiber des Textes als auch der Verfasser des Spieles am ehesten in der Gegend zu suchen sind, in der die Handschrift gefunden wurde, also in Muri, oder doch in der nähern oder weitern Umgebung. Er stützt diese Auffassung durch charakteristische Eigentümlichkeiten der Schreibung und durch sprachliche Besonderheiten. Wir erinnern nur an den Ausdruck «slun» = Schlafmütze, der jetzt noch in dem Verbum «schlune» = schlummern, hindösen, lebendig ist. Andere Eigentümlichkeiten, wie die Verwandlung des auslautenden

m in n können wir schon in den Acta murensia belegen, wo wir z. B. lesen senper, statt sem-per, Sinplicius, statt Sim-plicius. (Quellen z. Schw. Gesch. Bd. 3. S. 45 u. S. 55.) Es gibt aber noch einige weitere Stellen, die sich zur Stützung dieser Auffassung anführen lassen. Stellen, die bis jetzt noch unerklärt sind, die aber aus der Sprache des Freiamtes ihre Aufhellung erhalten und dadurch für die Verfasserschaft eines Landsmannes beweiskräftig werden. Wir rechnen dazu die Verse II. 36 S. 34; III. 75 S. 42 und III. 65 S. 42 sowie I. 27. S.

Die erste Stelle heisst im Zusammenhang:

darzuo han wir och gesehn
daz der engel den stein
V. 36 Von dem grabe ruhte *enein*

Zu diesem Vers 36 bemerkt der Herausgeber: «enein = zusammen, bleibt unverständlich; lies mit Hartl (Zeitschrift für deutsche Philologie 62, 241) al ein?» Das Fragezeichen zu dieser Verbesserung ist berechtigt, denn «al ein» befriedigt nicht. Diese Lösung ist aber auch nicht notwendig, denn «enein» ist aus dem Freiämter Dialekt ohne weiteres verständlich. Es bedeutet nicht «zusammen», wie das Hochdeutsch nahe legen könnte, sondern Trennung, und muss übersetzt werden mit «weg». Das Wort ist heute noch im Gebrauch in vielen Wendungen z. B. gang dört äne — gib's äne — ruck de Tisch äne! Das Wort hängt offenbar zusammen mit mhd. âne, âne werden = los, ledig werden, in Verbindung mit einem aktiven Verb, weg, abseits schaffen. Die Uebersetzung wäre demnach: Der Engel rückte den Stein weg. Dass nicht «enen» oder «aenen» geschrieben ist, ist nicht verwunderlich. Der Schreiber der ersten Hand schreibt ja auch zweimal ei für langes e (I. 38 und I. 56). Hier mochte schon die Rücksicht auf den Reim den zweiten Schreiber zu einem gleichen bewegen.

Noch interessanter und bedeutsamer für die Heimführung des Verfassers ist die zweite Stelle III. 75 S. 42

oh phliget guoter vuoge
Ruolin Stacin, weiz ich wol.

Auch Rueli Statzen hat Lebensart, das weiss ich. Rueli Statzen

wird, wie Johannes Krumm, vom Krämer als bekannter Frauenliebhaber persönlich genannt.

Dieser seltsame Eigenname Rueli Statzen hat den Herausgebern nicht wenig zu schaffen gemacht, und eine bündige Erklärung darüber besteht jetzt noch nicht. Vielleicht, dass unser neue Beitrag etwas weiter führt. Geben wir zuerst die bisherigen Versuche. Eine Anmerkung Fr. Rankes gibt uns darüber Aufschluss. Darnach erklärte Jak. Bächtold das Stacin der Handschrift etwas künstlich als «Stotterfrosch» von mhd. statzen = stottern hergeleitet. De Boor gab dem Herausgeber Ranke brieflich die Erklärung, es stecke in dem Stacin der genitivische Vatername des Ruolin. Wie wir etwa sagen würden Ruedi Hansen, d. h. Ruedi, Sohn des Hans. Dazu bringt er aus einer Urkunde der Abtei Eberbach (zwischen Mainz und Bingen) aus dem Jahre 1208 einen quidam quivocatur Stezzo d. h. einen der Stezzo heisst. Da man Ruolin für Rudolf nimmt, so wäre demnach zu lesen: Rudolf, Sohn des Statz oder Stazzo. Wir hätten die Nennung des Vaters im Genitiv, ohne Beifügung von Sohn oder Tochter, wie es solche Vorkommen häufig gibt. Dabei bleibt noch fraglich, ob in Statz*i*n das i aus e vertauscht ist, wie in einigen andern Fällen der Handschrift, so dass es ursprünglich Statz*e*n hiess. — Der Genitiv des Vaternamens leuchtet an sich ein, nur steht er heute gewöhnlich voran z. B. Hansen Peter, Luxe Heiri etc. Dagegen will uns Roulin als Abkürzung von Rudolf nicht ohne weiteres gefallen, wir finden darin eher Rölli, die Abkürzung für Aurelian, die für das Freiamt und nähere Umgebung nachweisbar ist, schon aus dem Vorkommen des Geschlechtsnamens Rölli. Auch mit dem weit hergeholten Stezzo können wir uns nicht recht befreunden, dafür müsste der Name schon etwas näher vorkommen als zwischen Mainz und Bingen. Wir finden in dem Statzin der Handschrift vielmehr den im Freiamt uralten und weitverbreiteten Geschlechtsnamen Stutz, der in der Volkssprache «Stotz» gesprochen wird. Geht man aber ins Kelleramt hinüber, so erhalten wir die Aussprache «Statz». Die dunkle, deutlich in a übergehende Aussprache ist im Kelleramt, z. B. in Oberwil, heute noch festzustellen. Ich habe mich selbst davon überzeugt, indem ich einen Oberwiler Gloria aussprechen liess. Es war ein deutliches Gl*a*ria, wie es der Volks-

witz haben will, der behauptet, man singe Gloria bis Zufikon, von dort an singe man Glaria. Dort wird Stutz — Stotz — folgerichtig zu Statz und der Genitiv zu Statzen. Ruolin Statzin wäre demnach auf gut Freiämtisch resp. Kellerämtisch, Rölli oder Aurelian des Stutz, ein Name, der einem Freiämter Dichter ohne weiteres in die Feder laufen darf.

Eine dritte Stelle, die der Aufhellung bedarf, bietet uns Vers III. 65. Hier ist ein Wort verstümmelt. Es zu ergänzen, darin besteht die Schwierigkeit. Der Krämer preist seine Waren an, Schmuck und Schminkmittel für die Frauen:

Vedergries unde spat,
daz nieman want ich veile hat.
vlen : : ate unde pullewiz
darnah waz ie der vrowen vliz,
die sich wolten gesten
vnd ir varwe glesten.

Der Herausgeber Ranke übersetzt:

Federgries und Flusspat
wie es kein anderer als ich feil hat
Flämischrot (?) und Italienischweiss.
darnach hat stets das Herz der Frauen getrachtet,
die sich schön herrichten und ihre Farbe
strahlen lassen wollten.

Flämischrot als Ergänzung des vlen : : ate ist eine Kombination des Herausgebers Ranke. Er begründet sie folgendermassen: Vedergries «Federweiss» (vgl. Hartl z. Stelle) spat, Feld- oder Flusspat und «pullewitz» = apulisch d. i. italienisch Weiss, sind deutlich Schminkmittel; darum wird man auch in dem handschriftlichen «vlen : : ate weder «Eulenkot», wie Bächtold will, noch Muskat, wie Hartl meint, sondern irgend eine Farbe zu sehen haben. Vielleicht steckt doch ein mit «vlem = flämisch», (deutsches oder fremdes Wort dahinter, das als Parallele zu «pulle» gut passen würde.»

Dazu wäre Verschiedenes zu sagen. Dass die ersten zwei «vedergries und spat» deutlich Schminkmittel seien wie pullewiz, ist nicht so sicher, denn die Uebersetzung von «verdergries», wie der Text hat, mit «Federweiss» leuchtet nicht ein. Es ist

schon nicht gerade wahrscheinlich, dass der Krämer zwei verschiedene Weiss feil hat, und das Weiss als Schminkmittel spielt eine untergeordnete Rolle. Die Blässe ist es ja, die gerade vertrieben werden soll. Sodann heisst das Wort nicht *veder*gries, sondern *verder*gries, wobei der zweite Teil des Wortes nicht «weiss» bedeutet, sondern: Sand, Pulver, Staub. Es scheint daher, das «vedergries» sei mehr als Gegenstück zum «pullewiz», zum «Federweiss» gemacht worden. In dem ersten Teil des Wortes «verder» scheint uns eher ein Ortsname zu stecken, der *Verd* oder *Werd* heisst, so dass das ganze Wort Werdersand oder Werderstaub heissen würde. Eine solche Erklärung hat den Vorteil, dass unfern von Muri an der Reuss ein Ort «Werd» zu finden ist, wo das Kloster von alters her einen Hof hatte. Wie man heute noch «Rüssand» als Putz- und Fegemittel gebraucht, so mag vom Krämer «Werdersand» ironisch als Putz- und Schönheitsmittel für Frauen angepriesen werden. Die Zusammenstellung mit dem fremden «pullewiz» macht die Sache noch komischer und der Krämer soll ja als komische Figur wirken. — Soviel zur Erklärung des «verdergries».

Ranke hat seine Ergänzung des Vlen : : ate mit Flämischrot selbst mit einem Fragezeichen versehen. In der Anmerkung rechnet er noch mit einer andern Möglichkeit und verweist auf die ihm brieflich geäusserte Vermutung de Boor's, der das Wortfragment zu vlenzate, vlenzelate ergänzt und darin eine Ableitung auf ate zu dem mhd. Verbum *vlenzen* = schmücken erblickt, das vor allem in den alemanischen Mundarten mit der Bedeutung: putzen, pflegen, schmücken fortlebt. Diese Ansicht de Boor's scheint auch mir die annehmbarere, und dies schon aus dem Grund, weil die Substantivbildung auf ate im Passional, das schon J. Bächtold mit dem Osterspiel in Beziehung bringt, besonders häufig ist. Wir finden dort: predigat, villat, dienat, finsterat, ernat etc. Diese Bildungen von Substantiven auf at und ate sind in der Volkssprache des Freiamtes heute noch lebendig. So spricht man von Heuet, Schwinget, von einer Schübete (Heu), Schleckete, Züglete etc. Es kann also ganz wohl auch eine «vlenzate» von vlenzen = schmücken, zieren, bestanden haben. Ja, dass dem wirklich so war, möchte man aus dem heute noch gebräuchlichen Ausdruck «d'vlenz» ableiten. Sich zieren,

gegen etwas, sich stellen als ob, heisst heute noch: Er macht nur d'vlenz, was der Bedeutung nach am ehesten von «vlenzen» herzuleiten ist.

Dass in dem «vlen : : ate» nicht ein Schminkmittel, sondern ein Schmuck oder eine Zierde anderer Art stecken muss, in dem «pullewiz» aber wirklich eine Schminke, wird auch durch die nachfolgenden Verse nahegelegt:

der nah waz ie der vrowen vliz,
die sich wolten *gesten* (schmücken)
vnd ir varwe *glesten* (herausstreichen)

Die beiden Verben «sich gesten» und «glesten» verlangen die entsprechende Bedeutung für «vlen : : ate» und «pullewiz».

Eine vierte Stelle, die mundartlichen Charakter zeigt, ist in Vers I. 27 das Wörtchen «asso». Pilatus sagt zu den Wächtern:

Gant hin und schichent das asso.
Geht hin und ordnet die Sache also.

Der Herausgeber Ranke hat «asso» richtig in «also» korrigiert. Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, es handle sich hier um einen blossen Schreibfehler, um das Ausfallen eines l. Dieser Ausfall des l ist vielmehr eine mundartliche Eigentümlichkeit, die man heute noch feststellen kann in verschiedenen Wendungen z. B. mer machid's aso oder aso gohd's ned. Analogen Ausfall des l finden wir schon in Hartmann von Aues erstem Büchlein in Vers 1750 «das sib (seb) ist ungemeine» = das selbe ist ungewohnt —, eine Stelle, welche den Herausgeber Fed. Bech zur Vermutung verderbten Textes verleitete. Mit Unrecht, wie wir schon in den Freiämter Heimatblättern (1937, S. 12) nachgewiesen haben.

Dieser kleine Beitrag zum Text und der Uebersetzung des Osterspiels will in keiner Weise die vorzügliche Arbeit des neuen Herausgebers beeinträchtigen. Erst durch die minutiöse Genauigkeit in der Wiedergabe des Originals wird es ja möglich, auf solche Einzelheiten einzugehen, die an sich klein und unbedeutend erscheinen, aber als mundartliche Eigentümlichkeiten doch geeignet sind, den Verfasser des Spieles noch stärker in unserer Heimat zu verankern.

P. Alban Stöckli.

Nachtrag

Für die in Frage stehenden Kontroverspunkte sei es gestattet, noch die folgenden Erwägungen anzuführen:

Zu 1. „Änen = enein“ ist nur aus Gründen des Reims abzulehnen. Man verzichtet damit auch auf einen annehmbaren Sinn.

Zu 2. Ruolin wird nicht als Text angefochten, sondern nur in der Bedeutung als Kurzform für Rudolf. „Rölli“ als Kurzform von Aurelian kann man im Text schon deswegen nicht erwarten, weil ich Rölli nicht als gleichzeitige, sondern als spätere, aus Ruolin entwickelte Form betrachte.

Zu 3. Stacin von Stutz, Stotz über den Vokalwechsel von o nach a hergeleitet, kann freilich aus dem Text des Osterspiels mit keinem Beispiel belegt werden, aber aus den zeitgenössischen Schriften von Muri. Z. B. aus Acta mur. contr*a*versi*a* statt controversio (Quellen zur Schw. Gesch. 3 S. 60) und Necrlog. Hermet. 12. April Rodolfus Owern*a*tare und 31. Jan. Ruodolf der Natere.

Zu 4. Verdergries = Werdergries. Wechsel von V und W ist im Text nicht zu belegen, aber V vertritt durchgehends im Text U und V. Wir können daher mit vollem Recht Uerdergries lesen, was lautlich mit Werdergries zusammenfällt, so dass in dem Wort doch noch der Name Werd stecken kann.
Die beiden letzten Punkte erscheinen durch diese Begründung doch nicht ohne Stütze, und da sie am stärksten im Lokalen verankert sind, so dürften sie die Grenzen für die Heimat der Schreiber und des Autors doch etwas enger um Muri ziehen, sagen wir wenigstens auf das Gebiet des Freiamts.

P. Alban Stöckli.

II.

Da der Vorstand der Historischen Gesellschaft mich aufgefordert hat, zu den vorstehenden Ausführungen P. Alban Stöcklis Stellung zu nehmen, benutze ich gerne die Gelegenheit, um zunächst und vor allem meiner Freude darüber Ausdruck zu geben, dass meine Neuausgabe neue Bemühungen um den ehrwürdigen Text anzuregen beginnt. Denn das Osterspiel von Muri ist in der Tat eines der ehrwürdigsten Literaturdenkmäler der Schweiz und verdient nicht nur, allgemeiner bekannt zu werden, sondern sein bedauerlicher Erhaltungszustand erfordert immer noch die Anstrengungen vieler, bis alle Dunkelheiten des Textes soweit geklärt sind, wie es sich bei der z. T. hoffnungslosen Ueberlieferung erreichen lässt. Ehrwürdig ist uns das Osterspiel von Muri vor allem als der früheste Versuch eines Schauspiels in deutscher Sprache. Der geistliche Verfasser hat es um die Mitte des 13. Jahrhunderts, vielleicht durch bereits vorhandene französische geistliche Spiele angeregt, aus der kirchlichen Tradition des lateinischen Osterspiels heraus geschaffen, hat dabei aber die liturgische Haltung des kirchlichen Spiels durch eine wirklichkeitsnahe Dramatik ersetzt, die das ganze Mittelalter hindurch im deutschen Schauspiel kaum wieder erreicht worden ist: Sein Pilatus und seine Juden, seine Grabwächter und besonders sein marktschreierischer Salbenkrämer sind lebendige Gestalten aus der Lebenswirklichkeit jener Zeit, die der Verfasser mit humorvollem, leicht ironischem Blick erfasst und in sicherer Zeichnung wiedergegeben hat; sein Auferstandener aber, dazu die aus der Hölle erlösten Seelen und die drei heiligen Frauen, unter denen der Maria Magdalena bei weitem die Hauptrolle zufällt, geben dem Dichter Gelegenheit, das Wunder der Erlösung und Auferstehung in seiner Bedeutung für die gesamte Menschheit von den verschiedensten Seiten zu beleuchten und seinen Zuhörern mit beredten Worten eindringlich vorzuführen. — Einzigartig ist das Osterspiel von Muri auch durch seine Ueberlieferung: es ist anscheinend nie — wie andere Werke der «Literatur» — in ein Buch, sondern nur auf eine (fast zwei Meter lange) Pergamentrolle niedergeschrieben worden, mit deren Hilfe der Spielleiter, der zugleich Regisseur

und Souffleur in einer Person war, unauffällig das Spiel verfolgen und im Notfall einhelfen konnte. Aus diesem Gebrauchscharakter der Niederschrift erklärt sich z. B. auch, dass uns in dem Namen Antonius sogar der Eigenname eines der Spieler erhalten ist, die bei der Aufführung beteiligt waren. — Die Pergamentrolle ist gegen Ende des 15. Jhdts., wohl im Kloster Muri, zerschnitten und beim Einbinden neuer Bücher verwendet worden, in deren Deckeln und Rücken dann neuerdings verschiedene, z. T. bis zur Unlesbarkeit abgeriebene Stücke davon wieder ans Tageslicht gekommen sind. Diese von mir um einige neue Stückchen vermehrten Fragmente habe ich in genauem Abdruck und, um sie möglichst weiten Kreisen verständlich zu machen, mit einer wörtlichen Uebersetzung versehen, herausgegeben, wobei die Regierung des Kantons Aargau in grosszügiger Weise die für den Druck erforderlichen Mittel zur Verfügung gestellt hat.

Was nun die Erklärungsvorschläge P. Albans angeht, durch die er «den Verfasser des Spiels noch stärker in unserer Heimat zu verankern» zu können hofft, so ist der erste unbedingt abzulehnen: in Vers II 36 kann *enein* nichts mit *äne* «weg» zu tun haben, da dieses (= mhd. *anhin)* stets anfangsbetont ist, *enein* dagegen durch den Reim auf *stein* eindeutig als endbetont und mit Zwielaut in der Endsilbe erwiesen wird. — Warum Stöckli in Vers III 75 unsere Auffassung des ersten Namensteils *Ruolin* «nicht ohne weiteres gefallen» will, versteh ich nicht; Belege für diese Koseform für *Ruodolf* findet er etwa in Socins Mhd. Namenbuch in ausreichender Menge, aber wohl auch in jeder grösseren schweizerischen Urkundensammlung; «Rölli» dagegen steht nun einmal nicht in der sonst recht zuverlässigen Handschrift. — Die Auffassung des zweiten Namensteils *Stacin* ist in der Tat fraglich; gegen den Vorschlag, ihn mit dem Familiennamen Stutz, Stotz zusammenzubringen, spricht, dass die Handschrift sonst nie ein *a* für *u* (oder *o*) schreibt, wogegen de Boor's Vorschlag, darin den Genitiv eines *Stace* «Stotterer» zu sehen (zu mhd. *statzen* aus *stackezen* wie *smatzen* aus *smackezen* oder *blitzen* aus *blickezen)* die handschriftliche Ueberlieferung nicht antastet und dem mittelalterlichen Sprachgebrauch (auch in der Nachstellung des Vatersnamens im Genitiv) gut ent-

spricht; dass der Beiname *Statze* «der Stotterer» bisher nur einmal und nur weiter nördlich belegt ist, braucht uns nicht zu beunruhigen, wenn wir daran denken, wie selten überhaupt derartige volkstümliche Zunamen in so früher Zeit überliefert sind. — Die Liste der vom Salbenkrämer angepriesenen Schönheits- und Schminkmittel ist seit je eine Not für den Herausgeber des Textes gewesen, jeder neue Vorschlag zu ihrer Aufhellung ist darum grundsätzlich dankbar zu begrüssen; doch ist es mir leider unmöglich, in *verdergriez* ein «Werdergries» und darin eine Anspielung auf Werd an der Reuss zu sehen, da die Handschrift die Buchstaben *v* und *w* streng auseinander hält; dagegen freue ich mich, dass St. der Vermutung de Boor's in Bezug auf *vlenzate* zustimmt, die auch mir unter den bisher vorgebrachten Erklärungen am ehesten einleuchtet. — In Vers I 27 gebe ich P. Alban Recht: ich hätte vielleicht besser getan, das handschriftliche *asso* statt *also* als mundartgerechte Form im Text stehen zu lassen. Eine genauere Lokalisierung als bisher ergibt sich daraus allerdings nicht; es muss uns immer noch genügen, dass «der sprachliche Befund der Vermutung, die Handschrift sei im Kloster Muri oder wenigstens irgendwo im Aargau geschrieben worden, zum Mindesten nicht widerstreitet.»

Friedrich Ranke, Basel.